

## Olivia Clementschitsch --- Gespräche – Erinnerungen

Wir, die Clementschitschs, kommen aus Kroatien, einem kroatischen Seeräubergeschlecht. Beflügelt von der Energie wuchs ich auf, alle Arten von Fantasien regt es in mir an. Seeräuber. Freie Menschen. Heute würde ich sagen, Anarchisten, Freidenker. Heute bezeichne ich diese Seeräuber als Uskokken. Es waren Geflüchtete aus Serbien und Bosnien, die sich in der Weißen Krain um 1600 ansiedelten, im Žumberak-Gebirge und von dort ihre Zukunft gestalteten. Der Žumberak (deutsch Sichelgebirge oder Uskokengebirge) ist eine Hügel- bzw. Berglandschaft im Grenzgebiet zwischen dem südöstlichen Slowenien und dem nordwestlichen Kroatien. Der kroatische Name und der deutsche Name leitet sich von der Burganlage und der gleichnamigen Ortschaft – Žumberak - ab. Umso verwundernswürdiger war es für mich als ich mit 8 Jahren meine Freundin Anna kennenlernte, die Tochter eines kroatischen Messners in der Peraukirche in Villach, die mir eines Tages sagte »Du, Olivia, Du warst die Erste, die mich zu sich nach Hause eingeladen hat, weil für die anderen war ich immer nur eine Tschuschin.« Traurig berührt und gleichzeitig stolz solidarisierte ich mich mit ihr und sagte meinen Schulkolleginnen und Kollegen »Anna ist eine Kroatin, so wie wir«, und jeder, der in meiner Umgebung das Wort Tschusch in den Mund genommen hat, dem erklärte ich zuerst ruhig und dann etwas energischer, dass es keine Tschuschen gäbe, sondern sie heißen Slowenen, Kroaten, Serben, Bosnier und ich gab meinem gleichaltrigen Umfeld zu verstehen, dass sie die Geografiebücher besser lesen mögen. Erboßt über diese Dummheit, dieser abschätzigen Wortwahl, richtete ich mein Leben aus. Zuhause habe ich gelernt, es gibt keine Tschuschen, es heißt Jugoslawen oder das oben Erwähnte. Die Leute, die Tschuschen sagen, lesen nicht, dachte ich mir damals als Kind, weder Bücher noch Zeitungen. Und außerdem waren wir das selbst, nämlich alles, Kroaten, Slowenen, aber noch viel mehr Russen, Italiener, Ungarn, Deutsche. Also so manche Tanten und ich echte Deutsche und eigentlich gibt es das gar nicht, denn es gab für mich Franken, Schlesier, Sudeten-Deutsche, Alemannen. Ich fragte mich immer, in meiner Volksschulzeit, warum sich so manche Österreicher sich als Deutsche bezeichneten, obwohl sie das gar nicht waren. Für mich zumindest nicht. Sie sprachen kein Deutsch, sondern Österreichisch, sie sprachen manchmal nicht einmal das. Sie wussten auch nichts über Deutschland, nicht wirklich. Wenn ich meinen Mitschülern sagte, meine Großmutter kommt aus Jugenheim, in der Nähe von Darmstadt, dann wussten sie es auch nicht, wo es auf der Landkarte zu finden war. Daher war es für mich äußerst absurd, Deutsch sein zu wollen. Von überall kam sie her, meine Familie. Deswegen hat mein Urgroßvater Hitler abgelehnt, so hatte es Frau und Mann mir erzählt. Frau und Mann sagten mir, die Urgroßtanten und der Urgroßvater wussten, als Hitler von der deutschen Rasse sprach, dass er verrückt ist, Wahnvorstellungen und Größenwahn hat.

Und sowieso, dass man sich nicht anpassen sollte. An niemanden in der Politik, sondern immer selbst denken. So saßen wir in der Großfamilie oft bei Tisch. Viele Erzählungen gab es da, von der großen weiten Welt.

Noch immer habe ich die Worte meines Großvaters im Ohr, einem ebenfalls Weitgereisten. Nach dem Krieg war in New York und hat dort im Bellevue Hospital physikalische Medizin gelernt. Das war diese Medizin, die sich um die Menschen kümmerte, die »disabled« waren. Diese Menschen, die im Deutschen Reich als unwürdiges Leben bezeichnet wurden. Er war der Erste in Kärnten, der ein Institut für physikalische Medizin gründete. Ganz berührt war ich von diesen Briefen, einer Mutter, die ihm schrieb, dass ihr Sohn sich wesentlich besser wieder bewegen kann.

Ich weiß nicht, wie alt ich das erste Mal war, als mein Großvater mir sagte »Die Menschen auf der ganzen Welt sind die Gleichen, ungeachtet aus welchem Land sie kommen. Es geht um den Charakter des Menschen und nicht um deren Nationalität. Um deren menschliches Handeln.« Auch er erklärte mir sehr plausibel, wie der Nationalsozialismus entsteht, sehr einfach für ein Kind eigentlich. Er sagte mir »Du musst Dir das so vorstellen, dass plötzlich alle Grünhaarigen schuld dafür sind, dass Dinge in der Gesellschaft passieren und die dafür büßen müssen.«

Weiters erzählten sie am Tisch von der Tante Herta Vasilowitsch, die in Sarajewo lebte, und als sie von Serbien flüchten musste sie bis zu ihrem Lebensende natürlich als Frau berufstätig war und ihre Kinder selbst erhielt, da ihr Mann ermordet wurde. Sie erzählten von Onkel Toni, der in Indien an der Pest forschte und in Prag an der Uni lehrte. Sie sprachen von der Nonna, der Marja Potčín, die ihr letztes Kind mit dem katholischen Pfarrer von Maria Gail hatte, dem Erzieher ihrer Kinder. Marja Potčín aus Zidani Most oder Steinbrück. Eine wilde, schöne, starke Frau, die selbst ihren Weinhandel betrieb, ungeachtet dessen, dass ihr Mann, Anton Ghon, zu einem der vermögendsten Patrizier Villachs gehörte. Eine Antiziganistin, die eine Sinto in den 30er Jahren beschäftigte und sich – in der Zeit gab es viele Plünderungen – mit einem Säbel ins Bett legte. Auf die Frage ihres Schwiegersohnes, ob man sie beschützen solle, antwortete sie »Nein, nein, das mach ich schon selbst. Meine Hunde und der Säbel im Bett ist mir genug des Schutzes.« Sie verteidige sich schon selbst. Sie war mir immer schon sympathisch, diese Marja. Oder da waren die Erzählungen von Davorin Weingerl (geboren am 18. Februar 1883 in Agram/Kroatien, gestorben am 30. März 1940 im KZ-Sachsenhausen, zuletzt wohnhaft in Wien, Lichtensteinstraße 23), ihrem Cousin, einem Widerstandskämpfer, der von den Nazis beim Gebet in der Peraukirche aus der Kirche rausgezerrt wurde, so erzählte es mir mein Großvater, und im KZ Sachsenhausen deportiert wurde. Man kann ihm am Denkmal der Namen vor dem Museum der Stadt Villach lesen.

Wenn die Schwester meines Großvaters zu Besuch kam, Tante Cordelia, eine blau-schwarzhaarige Frau mit einem langen, wunderschön geflochtenen Zopf, erzählte sie von ihrer Zeit in Trzic im Arbeitslager, wohin sie strafversetzt wurde, da sie im Arbeitsdienst

den Naziführerinnen bestimmt erklärt, wie absurd doch dieses politische System wäre und sie erzählte voller Stolz, dass sie sich dort mit den Partisanen verbündete, wo sie als so genannte Deutschlehrerin arbeiten hätte sollen. Sie hätte die Slowenien zwangsdeutsch unterrichten sollen. Sie sagte darauf als sie in die Klasse kam »Ich heiße Clementschitsch, ich bin eine von euch. Wir tricksen die Nazis jetzt gemeinsam aus.« In ihren »Deutschklassen« wurden Befreiungspläne geschmiedet, ob sie Botengängerin der Partisanen war, zwischen Trzic Nord und Trzic Süd, wissen wir leider nicht sicher.

Nach dem Krieg und mit vielen ungelösten Traumata behaftet, studierte Tante Cordelia in der Schweiz Dolmetsch und war dann im Außendienst auf den Botschaften tätig. Eine beeindruckende Frau, die mir einen der wichtigsten Sätze mitgab »Ich sag Dir Eines, glaub nie was in den Zeitungen steht. Denke und recherchiere immer selbst!« Oder die Erzählungen über Maria Ghon, die Tochter der Marja Potocin, eine starke, mächtige Frau, die Italienerin. Oft war sie in Venedig um Verwandte dort zu besuchen. Selbstbestimmt bewirtschaftete sie ihre Rauterhube, wo sie nach dem Zweiten Weltkrieg Flüchtlinge aufnahm.

Immer wenn wir nach Italien fahren, musste wir die zwei wichtigsten Flüsse kennen: die Fella und den sagenumwobenen Tagliamento, den der Schriftsteller Italo Svevo oftmals besang und beschrieb. Ein heiliger Fluss.

Italien, als ob es da wäre, immer, im Hier und Jetzt und über die Zeiten hinaus. Da ist es selbstverständlich. Schneller sind wir in Italien als in Klagenfurt, von Villach aus. Mit 4 kam ich in einen Italienischkurs wegen der Sprache. Alle 3 Sprachen wurden bei uns gesprochen, hörte ich aus Erzählungen. Ganz selbstverständlich. Vor 100 Jahren wurden die Kinder auch in alle Länder geschickt um all diese Sprachen sprechen zu können. Das war alles ganz natürlich. Wenn schon das Slowenisch unmöglich war zu erlernen, da der Artikel 7 seit dem Staatsvertrag nicht eingefordert oder gebracht wurde von jeweiligen Staatsorganen, dann wenigstens Italienisch fließend. Das Mindeste einfach. Es ist wirklich peinlich, dass wir kein Slowenisch mehr können. Der Eiserne Vorhang trennte die Familie der Slowenen aus Maribor und Ljubljana. Man wusste von der gegenseitigen Existenz, organisierte Ausflüge gemeinsam, aber alles Weitere hätten sich als höchst schwierig dargestellt. Italien war jetzt näher, so vertraut.

Die laute, dialektische Sprachkultur und unserer Familie. Die Freiheit der Meinungsäußerung. Die Emotion. Matriachale Strukturen. Als wir als Kinder herumbrüllten – wir durften es immer – sagte mein Großvater darauf, wenn sich jemand alterierte, »Wir sind Italiener, das ist bei uns natürlich, Emotionen zu zeigen.« Sämtlichen Kollegen und Ärzten, die sehr aus dem, wahrscheinlich nationalsozialistischem Duktus geprägt waren, sagte mein Großvater immer »Ein Kind, das nicht mehr schreit, um das müsse man sich wahrhaftig Sorgen machen.«

Triest, Venedig, Mailand, Venzone. Die Achsen meiner Familie. Die Künstler, die Kulturschaffenden in Villach. Der Museumsgründer. Das Risotto. Der Fisch. Die Polenta.

Der Taleggio. Der Latteria. L'opera und Verdi wie Puccini. Angeblich heiratete eine Ururgroßtante den Leibarzt von Puccini. Karl Andreas Picco, der Museumsgründer der Stadt Villach, und dann waren da all die Malerinnen und Maler, Giovanni Bellina. All die Porträts hängen herum. In Venedig hat er es studiert.

Venedig, La Serenissima. Dort zog es mich wieder hin zum Studium. Als ob ich dort mehr zu Hause wäre. Alles vertraut. Das Leben. Die Sprache. Zu vertraut fast. Meine Mutter wurde sowieso immer für eine Italienerin gehalten, wenn wir dort gemeinsam spazieren gingen und gehen. Ihre Werte der Bildung und des humanistischen Ideals finden sich eher in der italienischen Renaissance als im KuK Österreich. Ihr schwarz-braunes Haar, der Faible für Schuhe und der wöchentliche Friseurbesuch unterscheiden sich kaum von den Werten der Oberitalienerinnen. Sie sagt auch immer zu mir »Ja wenn Du dich herrichst, richtest Du Dich für Dich her. Und was Männer meinen, denken, wollen oder nicht wollen, ist völlig unwichtig. Man richtet sich nicht für einen Mann her, nur für sich selbst.« Auch war die Vorstellung davon einen Österreicher zu heiraten, ihr fern. Der oberitalienische Typus sagte ihr immer schon mehr zu.

Als ich von meinem Studium in Venedig zurückkam, wollte ich nur kurz nach Graz, um dort jenes Studium zu beenden und jetzt, wie es der Zufall wollte, sitze ich wieder hier in Kärnten, in Villach, 10 Minuten von der italienischen Grenze. Und ja, meine Heimat ist die Welt und all diese verschiedenen Menschen aus der Welt, ungeachtet wo ich gerade bin. Im Moment ist doch der Blick ständig Richtung Süden. Über die Julischen. Das Tor zum Meer und somit zu der Welt.